

PAUL THEROUX

AUF DEM
**SCHLANGEN-
PFAD**

ALS GRENZGÄNGER IN MEXIKO



HOFFMANN UND CAMPE



PAUL THEROUX

AUF DEM
SCHLANGEN-

ALS GRENZGÄNGER IN MEXIKO

PFAD

HOFFMANN UND CAMPE





Paul Theroux

Auf dem Schlangenpfad

Als Grenzgänger in Mexiko

Aus dem amerikanischen Englisch von Erica Ruetz
Hoffmann und Campe

A mis queridos amigos
que me acompañaron por los caminos de México
No los olvidaré

In der baumlosen Gebirgssteppe der gähnend leeren Mixteca Alta im Bundesstaat Oaxaca schlurfte ein alter Campesino mit verbeultem Hut und abgewetzten Stiefeln einen Feldweg entlang. Er war allein unterwegs auf der Strecke zwischen dem abgelegenen Dorf Santa María Ixcatlán und der meilenweit entfernten Fernstraße. Diese armselige Gestalt mit ihrem harten Los war für mich eine zeichenhafte Verkörperung Mexikos, ein Sinnbild für das Leben in diesem Land. Er mochte ein Bauer auf dem Weg zum Markt sein, ein Arbeiter in der Hoffnung auf einen Job in der Fabrik, ein Migrant, der zur Grenze wollte, oder einfach nur jemand, der Hilfe brauchte. Wohin sein Weg ihn auch führen mochte, er war steinig.

Wir hielten den Pick-up an und ließen ihn einsteigen. Nach einer guten Stunde Rüttelei erreichten wir die Fernstraße. Der Mann reichte uns die Hand: »Danke.«
»Wie heißt das Dorf hier?«

»San Juan Bautista Coixtlahuaca«, sagte er. »Da, das alte Kloster.«

Die gigantische Kirchenruine lag leer, hohl und einsam in der Landschaft.

»Was bedeutet ›Coixtlahuaca‹?«

»El llano de los serpientes.«

Die Schlangensteppe.

Paul Theroux' Reiseroute



Erster Teil

Grenzlande

Zur Grenze: Ein Beispiel für die normative Kraft des Faktischen

Die mexikanische Grenze ist der Rand der bekannten Welt: Dahinter lauern Schatten, Gefahren und finstere Gestalten – hungrige, kriminelle, raffgierige Feinde –, ein böswilliger, unbeherrschbarer Pöbel, der es auf unschuldige Reisende abgesehen hat. Und die Beamten der Policía Federal sind diabolische, schwerbewaffnete Typen; eben noch stur und muffig, sind sie mit einem Mal wütend, schreien dich an und wollen dich erpressen, wie sie es mit mir gemacht haben.

Schickt Anwälte, Feuerwaffen und Geld! Fahr da nicht hin! Das überlebst du nicht!

Aber halt – tiefer im Land (breitkrepmpige Sombreros, Mariachi-Musik, trötende Trompeten, Zahnpastagrinsen) liegen die erholsamen Urlaubsorte. Da kann man für eine Woche hinfliegen, sich sinnlos mit Tequila volllaufen lassen und mit elendem Durchfall flachliegen, und dann fährt man mit einem handgewebten Poncho oder einem bunten

Keramiktotenschädel wieder nach Hause. Und hier und da, am Strand und in den Bergen, gibt es die sonnigen Reservate für US-amerikanische Rentner – haufenweise weißhaarige Gringos in Gated Communities und Künstlerkolonien.

Ach ja und dann die Bonzen und Ölbarone in Mexiko-Stadt. Carlos Slim, der siebtreichste Mann der Welt, steht ganz oben auf einer Liste von dreißig bekannten mexikanischen Milliardären, die zusammen mehr Geld besitzen als die gesamte übrige Bevölkerung Mexikos. Die Campesinos in den südlichen Bundesstaaten Oaxaca und Chiapas haben ein niedrigeres Jahreseinkommen als ihre bäuerlichen Kollegen in Bangladesch oder Kenia und darben in erodierten Bergregionen in stumpfer Tristesse dahin; Licht in die Dunkelheit des harten Dorfalltags bringen nur die alljährlichen Fiestas mit den phantastischen Maskenumzügen, in denen für kurze Zeit Frohsinn herrscht. Hungernde, Schurken und Hedonisten bevölkern den gleichen Raum, und dieser riesige Raum, diese mexikanische Landschaft, ist alles: elend und üppig, urweltlich und erhaben.

Dazu kommen riesige Ferienanlagen für sonnenhungrige kanadische Winterflüchtlinge. Und die Überreste von fünfzehn Kolonien polygamer Mormonen, die von Utah nach Mexiko flohen, um ihre Harems von gefügigen häubchenträgenden Ehefrauen behalten zu können, die unter dem »Tempelgewand« mit seinen Schichten von züchtiger Unterwäsche in der Wüste von Chihuahua

ziemlich schwitzen dürften. Und abgeschottete Gruppen von Plautdietsch sprechenden Altkolonier-Mennoniten, die in den ländlichen Regionen von Cuauhtémoc und Zacatecas Rohmilchkäse machen: buttrigen *queso menonita* aus Chihuahua, sehr schmackhaft in einem mennonitischen Wareniki-Auflauf oder in Bubble Bread.

Baja California ist protzig und arm zugleich, die *frontera* gehört hüben wie drüben den Kartellen und Maulwürfen, im Staat Guerrero regieren Drogengangs, in Chiapas die vermummten, idealistischen Zapatisten – und an den Rändern des Landes sind die Kurzurlauber, die Surfer, die Rucksacktouristen, die rüstigen Rentner, die Hochzeitsreisenden, dann Drop-outs, Flüchtlinge, Waffenschmuggler, schnüffelnde CIA-Fieslinge, Geldwäscher, Währungsbetrüger – und ach, dort: ein alter Gringo in einem Auto, der mit zusammengekniffenen Augen auf die Straße schaut und denkt: *Mexiko ist kein Land. Mexiko ist eine Welt mit so vielen in Kultur, Temperament und Küche extrem voneinander verschiedenen Staaten, dass man alle Facetten seines sonderbaren Mexicanismo niemals auf einen Nenner bringen kann: ein Paradebeispiel für die normative Kraft des Faktischen.*

Dieser alte Gringo war ich. Ich saß in meinem eigenen Auto und fuhr im Sonnenschein Mexikos die kurvenlos ansteigende Straße durch die menschenleeren Täler der Sierra Madre Oriental – Mexikos Rückgrat ist schroff und gebirgig. In dieser weiten, abweisenden Gegend wuchsen Tausende einzeln stehende Yucca-Bäume der Gattung *Yucca*

filifera, die bei den Mexikanern *palma china* heißt. Ich fuhr an den Straßenrand, um sie genauer anzusehen, und notierte in meinem Buch: *Ich kann mir nicht erklären, warum ich mich in der meilenweiten Leere dieser Straßen so jung fühle.*

In diesem Moment sah ich im erdähnlichen Sediment unter einer der Pflanzen einen schlanken Ast zucken. Er bewegte sich. Eine Schlange, ein Knäuel schimmernder Schuppen. Es zog sich zusammen und umschlang sich selbst – der glatte, dünne Körper pulsierte in peristaltischen Serpentinaen; eine einzige Bedrohung, hellbraun wie der staubige Schotterboden. Ich ging einen Schritt zurück; das Tier fuhr fort, sich langsam um sich selbst zu winden. Ungiftig, wie ich später erfuhr. Keine gefiederte Schlange und auch nicht die zappelnde Klapperschlange im Schnabel des augenrollenden Adlers, das Emblem der mexikanischen Nationalflagge. Es handelte sich um eine Kutscherpeitschennatter, hier genauso oft anzutreffen wie die Klapperschlange mit ihren sechsundzwanzig in Mexiko vorkommenden Unterarten, ganz zu schweigen von der Dreiecksnatter, Blindschlange, Rattennatter, Berggrubenotter, Strumpfbandnatter und der drei Meter langen Boa Constrictor.

Das Glück der freien Fahrt – es grenzte an Euphorie.

»Hinter uns lag ganz Amerika und alles, was Dean und ich bisher vom Leben gewusst hatten und vom Leben auf der Straße«, schreibt Kerouac in *Unterwegs* über seine Einreise nach Mexiko. »Schließlich hatten wir am Ende der

Straße das zauberische Land gefunden; nie hatten wir uns träumen lassen, wie groß sein Zauber war.«

Aber dann, beim Weiterfahren, dachte ich über die alten, knorrigen Stämme der Yuccas nach und über ihre runden Kronen mit den spitzen, schwertartigen Blättern. (»Die Blätter der Jungpflanze stehen aufrecht, senken sich aber bei älteren Exemplaren bogig nach unten«, schreibt ein Botaniker, als beschriebe er einen alten Knacker.) Die Strünke gehören alle zur Familie der Spargelgewächse. Es ist vorstellbar, dass ein saftiger Speer hier zu einer Wüstenpalme angeschwollen ist, die ihre Wurzeln hartnäckig in den Sand gräbt, zäh, aber gebeugt von den Jahren. Und ich dachte: *Es war ein böser Sommer.*

Verachtet, gemieden, brüskiert, stehengelassen, nicht für voll genommen, herabgesetzt, verspottet, belächelt, mit Stereotypen behangen, als parasitär empfunden, unsichtbar für die Jungen - die Alten in den USA und auch ich, der Mensch und Autor, haben viel mit der Yucca und viel mit den Mexikanern gemein. Wir teilen uns den Vorwurf der Vergreisung und Überflüssigkeit.

Also habe ich hier etwas, mit dem ich mich identifizieren kann. Dass ich in einer Seelenlage nach Mexiko abreise, in der ich mir besonders missachtet und schwach vorkomme, ist weder Anlass zu Besorgnis noch zu Mitleid. So ist es eben. Es ist großartig. Ich gehe auf eine lange Reise, verschwinde einfach, gebe niemandem Bescheid und bin ziemlich sicher, dass es nicht einmal auffällt, wenn ich weg bin.

Wie der verachtete Mexikaner, wie ein Mensch, den man stets daran erinnert, dass er oder sie nicht willkommen ist, dass er oder sie genauso gut wegbleiben könnte, komme auch ich mir vor: Ich habe das größte Mitgefühl. Ich bin die Yucca mit den wirren Haaren und dem krummen Rücken, ich bin (auch wenn ich in die entgegengesetzte Richtung reise) der durchtriebene Migrant. *Yo soy tú, denke ich mir, ich bin du.*

Ein Gringo in der Dégringolade

Nach gängiger amerikanischer Auffassung bin ich alt, überständig und überflüssig. Also werde ich mit einem Diminuendo, zu dessen traurigen Klängen ich ein letztes Mal mit meinem Rentenbescheid winke, langsam ausgeblendet. In den USA ist ein alter Mensch entweder unsichtbar oder wird überhört, weil er sowieso bald von der Bildfläche verschwindet: ein Gringo im freien Fall, für den es das französische Wort *dégringolade* gibt.

Natürlich kränkt mich das, aber ich bin zu stolz, es mir anmerken zu lassen. Meine Trotzreaktion besteht in Arbeit und Reisen. Lieber möchte ich sein, was die Mexikaner unter einem Senior verstehen: ein *hombre de juicio*, ein Mann mit Urteilskraft, eine Respektsperson, die das im Spanischen beschönigend sogenannte »Dritte Lebensalter« erreicht hat und höflich mit *tio* oder, in meinem Fall, mit »Don Pablo« angesprochen wird. Von mexikanischen Jugendlichen wird erwartet, dass sie selbstverständlich den Älteren ihren Sitzplatz überlassen. Sie kennen den Spruch: *Más sabe el diablo por viejo, que por diablo* - Der Teufel ist nicht schlau, weil er alt ist, sondern weil er der Teufel ist. In den USA heißt es: »Weg da, Alter, jetzt ist ein Junger dran.«

Wie eine Art Ancient Mariner würde ich gern meine Widersacher mit knochigen Fingern bei der Hand nehmen, sie mit funkelnden Augen fixieren und ihnen sagen: »Ich war an einem Ort, an dem keiner von euch je gewesen ist und den keiner von euch jemals erreichen wird. Das ist die Vergangenheit. Ich habe Jahrzehnte dort zugebracht und kann euch nur sagen, dass ihr völlig ahnungslos seid.«

Bei meiner ersten langen Reise – vor fünfundfünfzig Jahren nach Zentralafrika – fand ich es aufregend, als Fremder in einem fremden Land zu leben: weit weg von zu Hause, mit einer neuen Sprache und zwei Jahren mit wenig Außenkontakt vor mir, in denen ich barfüßige Schüler im Busch unterrichten würde. Ich blieb schließlich sechs Jahre und lernte, was es heißt, nicht dazuzugehören. Der nächste Job als Lehrer brachte mich nach Singapur, und als dieser nach drei Jahren zu Ende war, gab ich das Dasein als Gehaltsempfänger auf und ließ mich siebzehn Jahre lang in Großbritannien nieder, wo ich den vorgeschriebenen Ausländerausweis stets bei mir zu tragen hatte.

Teils aus leidenschaftlicher Neugier, teils zum Geldverdienen war ich viel auf Reisen. Heute staune ich darüber, was für gefährliche Fahrten ins Unbekannte ich mit dreißig und vierzig unternommen habe. Ich habe einen Winter in Sibirien zugebracht. Ich bin auf dem Landweg bis Patagonien gefahren. Ich habe in jedem klapprigen Bummelzug in China gesessen, habe ein Auto nach Tibet gesteuert. Mit fünfzig paddelte ich allein in meinem Kajak im Pazifik, wurde von Insulanern bedroht, von Wellen

herumgeworfen und im Sturm vor der Osterinsel vom Kurs abgebracht. Auch die Reise von Kairo nach Kapstadt (auf der ich im Jahr 2001 in Johannesburg meinen Sechzigsten beging) möchte ich nicht noch einmal machen - wenn ich daran denke, dass in der Kaisut-Wüste bei Nasabit ein *shifta* auf mich schoss und mir in Johannesburg die Koffer nebst Inhalt gestohlen wurden. Zehn Jahre später, in Afrika zwischen Kapstadt und der kongolesischen Grenze für einen Folgeband des damaligen Buches unterwegs, wurde ich in der Kalahari-Wüste siebzig und musste mich im Gestank und Elend von Nordangola gegen irgendwelche Idioten verteidigen. Aus all den Reisen wurden Bücher.

»Die Geschichte eines Zeitgenossen schreiben, der allein durch die eingehende Betrachtung einer Landschaft von seiner Zerrissenheit geheilt wird«, schreibt Camus in seinen *Notizbüchern*. Als ich schon glaubte, es sei nun vorbei mit langen Reisen, rief ich mir Camus' Rat ins Gedächtnis, setzte mich ins Auto und begab mich auf einen zweijährigen Ausflug in den tiefen Süden der USA, ein Buchprojekt im Hinterkopf. Und während ich mit meinem Auto auf den Landstraßen herumkutscherte, wurde ich im wahrsten Sinn des Wortes verjüngt.

Bei einem Abstecher nach Nogales hatte ich damals zum ersten Mal die mexikanische Grenze überquert. Dieser Gang war wie eine Erleuchtung, ein Blick in eine andere Welt. Ich musste nur von Arizona aus durch ein aus dem Neunmeterzaun herausgefrästes Loch mit Drehkreuz schlüpfen und war Sekunden später in einem fremden

Land: Düfte und Fettgezisch von Essensbuden,
Gitarrenklänge, Scherze der Markthändler.

»Gleich jenseits der Straße begann Mexiko«, schreibt Kerouac, »wir sahen neugierig nach vorn. Zu unserem Erstaunen sah es genau aus wie Mexiko.«

Damals lernte ich einige Migranten kennen, Mexikaner, die über die Grenze wollten, und andere, die man zurückgeschickt hatte. Bei diesem Besuch sah ich eine etwa vierzigjährige Frau im Speisesaal einer Flüchtlingsunterkunft, im *Comedor* der Grenzinitiative Kino, ein Tischgebet sprechen. Sie war Zapotekin aus einem Bergdorf im Bundesstaat Oaxaca. Ihre drei kleinen Kinder hatte sie bei ihrer Mutter zurückgelassen, wollte in die USA, um, wie sie sagte, einen Aushilfsjob irgendwo in einem Hotel anzunehmen und Geld an ihre Familie zu schicken. Aber sie hatte sich in der Wüste verirrt, war von der US-Grenzpatrouille aufgegriffen, zusammengeschlagen und nach Nogales abgeschoben worden. Das Bild dieser betenden Frau ging mir nicht aus dem Kopf. Wann immer ich auf dieser Fahrt aufgehalten wurde oder kraftlos war, dachte ich an jene tapfere Frau und raffte mich wieder auf.

Das Wissen um die Gefahren, denen die Migranten sich aussetzen, stachelte mich bloß an. Ich wollte mir selber ein Bild von Mexiko machen. Ich breitete die Landkarten vor mir aus. Ich hatte keinen anderen Status als den meiner Lebensjahre, aber in einem Land, in dem man Respekt vor dem Alter hat, sollte das völlig genügen.

Und noch ein entscheidender Punkt, der mit meinem Alter zu tun hatte: Wie lange würde ich noch lange Strecken allein im Auto herumfahren können, durch die Wüsten, Städte und Gebirge Mexikos? Wer sechundsiebzig ist, muss alle zwei Jahre seinen Führerschein erneuern lassen. Wenn ich beim nächsten Mal durch den Sehtest fiele, wäre dies das Ende meiner Zeit als Autofahrer. Mein Führerschein hat ein Verfallsdatum: Ich musste mich beeilen. Das Auto hatte mir auf der Reise in den Südstaaten gute Dienste geleistet. Also plante ich mit fast dem gleichen Reisefieber wie in jungen Jahren einen improvisierten Roadtrip, der mich an der Grenze entlang und dann weit nach Süden bis nach Chiapas führen sollte.

Ein Buch über Mexiko schwebte mir vor. Allerdings gibt es Hunderte von guten Büchern ausländischer Autoren, die über das Land geschrieben haben. Ein sehr frühes Werk stammt von Job Hortop, einem Engländer, der sowohl Besatzungsmitglied auf einem Sklavenschiff als auch zwölf Jahre lang selber Galeerensklave auf spanischen Schiffen gewesen war. In seinen *The rare travales of an Englishman who was not heard of in three-and-twenty year's space*, die 1591 herauskamen und in Hakluyts *Voyages* nachzulesen sind, schildert er seine Leiden in Mexiko. Die erste umfassende englischsprachige Schilderung von Mexiko erschien etwa fünfzig Jahre später, geschrieben von dem englischen Dominikanermönch Thomas Gage, der 1625 in Veracruz eintraf. Gages Buch über seine Reisen und die Wunder von Neuspanien erschien 1648. Ein wichtiges Werk

des 19. Jahrhunderts war der sehr detailreiche, in Briefform abgefasste Bericht *Viva Mexiko! Im Wirbel der Revolution* (Original 1843, deutsch 2017, Anm. d. Verlags) von Fanny Erskine Inglis, die unter ihrem Ehenamen Marquise Frances Calderón de la Barca schrieb – sie war die schottische Ehefrau des spanischen Botschafters, hatte überall Zutritt und war von Natur aus indiskret. Bedeutend und aufschlussreich ist auch das bereits vor hundert Jahren erschienene *Viva Mexiko!* (in dem lobend auf Fannys Werk Bezug genommen wird) von Charles Macomb Flandrau.

Stephen Crane, D.H. Lawrence, Evelyn Waugh, Malcolm Lowry, John Dos Passos, Aldous Huxley, B. Traven, Jack Kerouac, Katherine Anne Porter, John Steinbeck, Leonora Carrington, Sybille Bedford, William S. Burroughs, Saul Bellow, Harriet Doerr – und so weiter, die Liste ist lang. Es war gut für Mexiko, dass bedeutende Autoren hier reisten und schrieben. Obwohl jeder von ihnen etwas anderes sieht, steht Mexiko bei ausnahmslos allen immer für das Exotische, das Farbige, das Primitive, das Unbegreifliche. Ein Defizit ist aber allen Autoren gemein: ihre sehr dürftigen Kenntnisse des Spanischen.

Graham Greene, 1938 für nur fünf kurze Wochen in Mexiko unterwegs, konnte überhaupt kein Spanisch. Sein *Gesetzlose Straßen*, von einigen Kritikern gelobt, ist ein sauertöpfisches und herabwürdigendes Werk. Als er gerade in Tabasco und Chiapas unterwegs war, wurde dort die katholische Kirche von der Regierung belagert – auch in den übrigen Landesteilen standen damals

Regierungstruppen schwerbewaffneten katholischen *Cristeros* gegenüber. Greene, der konvertierte Katholik, nahm die Unterdrückung der Kirche persönlich.

William Somerset Maugham war 1924 wegen eines Zeitschriftenartikels im Land, zur gleichen Zeit wie D.H. Lawrence, mit dem er eine Auseinandersetzung hatte. Er schrieb ein paar deprimierende, von Mexiko inspirierte Kurzgeschichten, aber kein Buch. Auf die Frage von Frieda Lawrence, was er von Mexiko hielte, antwortete Maugham: »Wollen Sie etwa, dass ich Männer mit großen Hüten bewundere?«

Hass und Verachtung ziehen sich ebenso durch Evelyn Waugh's verbittertes Reisebuch *Robbery under Law: The Mexican Object Lesson* wie durch Aldous Huxley's bekannteres *Beyond the Mexique Bay*. Waugh: »Von Jahr zu Jahr wird es (Mexiko) hungriger, böser und elender.« Huxley: »Der Sonnenaufgang, als er dann kam, war eine vulgäre Angelegenheit«, und: »Unter den festgezogenen Umschlagtüchern erheischt man den reptilienhaften Glitzerblick indianischer Augen.«

Bücher über Mexiko erscheinen nach wie vor, und es sind viele hervorragende darunter: Werke über die Kartelle, den wilden Drogenhandel, die großartigen Ruinen, die Grenze, über mexikanische Kunst und Kultur, Küche, Politik, Wirtschaft. Es gibt Bücher für Einsteiger, Bilderbücher, Hotel- und Strandführer, Ratgeber für potenzielle Ruheständler, Surfer, Wanderer und Camper, idealisierende Werke über die Landschaft und warnende

Schriften voller Vorurteile, wie etwa der hilfreiche, 2012 erschienene Titel: *Don't Go There. It's not Safe. You'll Die, and Other More Rational Advice for Overlanding, Mexico and Central America.*

Die Urteile von auswärtigen Autoren mögen hart sein, aber niemand geht stärker mit Mexiko ins Gericht als die Mexikaner selbst. Carlos Fuentes, der im Ausland bekannteste mexikanische Autor, bekam so viel Ärger mit seinen Schriftstellerkollegen, dass er nach Paris umzog. Andere mexikanische Autoren suchen sich gern Jobs in US-amerikanischen Universitäten oder wandern in andere Länder aus. Man kann es ihnen nicht verdenken: Geld spielt auch eine Rolle. Die Anklageschriften füllen Regalmeter. Einen guten Überblick gibt das dicke, erhellende Sammelwerk *The Sorrows of Mexico: An Indictment of Their Country's Failings by Seven Exceptional Writers.* Octavio Paz' *Das Labyrinth der Einsamkeit* mit seinen Gedanken über Tod und Einsamkeit, Masken und Geschichte ist unbarmherzig, gehört nach meiner Auffassung aber zu den aufschlussreichsten Texten über mexikanische Überzeugungen und Geisteshaltungen.

Bisher allerdings ist mir noch kein Reisender oder Berichterstatter aus Mexiko oder dem Ausland begegnet, dem es gelungen wäre, Mexiko in seiner Gesamtheit zu erfassen; aber vielleicht ist das ein müßiger, altmodischer Anspruch. Dieses Land verweigert sich der Generalisierung und dem flüchtigen Überblick; es ist zu groß, zu komplex, zu vielfältig in seiner Geographie und Kultur, zu

unübersichtlich und – mit 68 behördlich anerkannten Sprachen und 350 Dialekten – zu vielsprachig. Es gibt Autoren, die es trotzdem versucht haben: Die reiselustige Rebecca West trug noch im Alter von siebzig Jahren Notizen für ein Buch zusammen, das genauso enzyklopädisch werden sollte wie ihre sehr lebendige, 400000 Worte umfassende Chronik Jugoslawiens, *Schwarzes Lamm und grauer Falke*. Sie gab das Vorhaben auf. Die posthum unter dem Titel *Survivors in Mexico* erschienenen Auszüge allerdings sind sehr geistreich und einsichtsvoll.

Aus allen Büchern über das Land geht das Gleiche hervor: Europäer können nach Mexiko auswandern und Mexikaner werden. Amerikaner können das nicht; der Gringo bleibt unwiderruflich Gringo. In der Praxis ist das eher befreiend als unangenehm. Man denke nur an das ritualisierte Wortgeplänkel von der Art, die Verhaltensforscher »Scherzbeziehung« nennen. Diese Blödelei findet in Mexiko auf hohem Niveau statt. Mexikaner konzедieren Gringos ihre Eigenarten, indem sie sie damit aufziehen. Gut gemeinte Respektlosigkeiten werden zur Konfliktvermeidung eingesetzt. Der Anthropologe A.R. Radcliffe-Brown beschreibt diese Form sozialer Interaktion als »Beziehung zweier Personen, in der es einer Person gewohnheitsmäßig gestattet ist oder gar von ihr verlangt wird, die andere zu ärgern und zu verspotten, während es von der anderen erwartet wird, gute Miene dazu zu machen«.

Dank der gelassenen Gutmütigkeit der mexikanischen Kultur mit ihrem Sinn für gute Sitten, die wiederum die Grenzen für die scherzhafte Aufzieherei vorgeben, wird ein Amerikaner, der sich mit der Rolle des Gringos abfindet, in seinem Gringotum akzeptiert. Wenn er diesen Status nicht missbraucht, kann er so anders sein, wie er will. Im Allgemeinen verwenden Mexikaner das Wort »Gringo« nicht böswillig. (Stärker ist der in Spanien nur für Franzosen, hier allgemein für Ausländer verwendete Ausdruck *gabacho*.) Schon immer haben sich Gringos in Mexiko niedergelassen, und heutzutage sieht man landauf, landab Gringokolonien von Ruheständlern und Aussteigern, die sich für Jahre häuslich einrichten. Die mexikanische Gastfreundschaft gegenüber den Gringos steht in einem bizarren Widerspruch zu der derzeitigen Situation der verteufelten, unerwünschten und eingezäunten Zuwanderer.

Widersinn wie dieser und die gebetsmühlenartige Wiederholung von Vorurteilen waren Motiv genug für eine Reise, von der ich mir mehr Einblick in das fremde Land hinter dem hohen Zaun am Ende der Straße versprach. Ein Roadtrip würde zudem meine Stimmung heben, mich von sinnloser Selbstreflexion ablenken und vielleicht an den Punkt bringen, den der britische Autor Henry Green in seinem Buch *Pack my Bag* so beschreibt: »Der selige Moment, in dem man auf alles pfeift.«

Eine Vergnügungsreise von einem Ende Mexikos bis zum anderen wollte ich machen, einen Sprung ins kalte Wasser

wagen, sozusagen als Gegenbeweis für den freien Fall der *dégringolade*. Ich wollte einfach von zu Hause weg, die Grenze überqueren und fahren, bis keine Straße mehr übrig war. Aber aus dem Spaß einer Reise nach Mexiko wird irgendwann Ernst - es wird gefährlich, tragisch, riskant, aufschlussreich, und manchmal werden einem auch kräftig die Eingeweide durchgeschüttelt. All das sollte für mich zutreffen.

Kaum saß ich aber hinter dem Steuer, schien mich ein himmlischer Windhauch zu streifen und mich an das zu erinnern, was Reisen sein kann: Ich war frei.

»Fahr da nicht hin! Das überlebst du nicht!«

Viereinhalb Tage brauchte ich von Cape Cod bis zur Grenze. Ich war mitten am Nachmittag spontan einen Tag früher als geplant aufgebrochen, hatte hastig den Inhalt meines Kühlschranks in eine große Kiste gepackt und als Proviant ins Auto verfrachtet. Bei Sonnenuntergang war ich in Nyack, New York. Am nächsten Tag fuhr ich knapp tausend Kilometer lang durch den milden Herbst in Dixie und durchquerte die melancholischen, vergessenen Landstriche des Südens. Mir waren sie in den zwei Jahren, die ich dort für mein Buch *Tief im Süden* auf Nebenstraßen unterwegs gewesen war, allerdings so vertraut geworden wie das Gesicht eines alten Freundes. Achthundert Kilometer weiter fand ich mich am dritten Tag bei Montgomery, Alabama, machte mir spätabends im Zimmer des Motels eine Portion Mikrowellennudeln und sah mir im Fernsehen ein Football-Spiel an.

Vom trägen, verschlafenen Süden aus fuhr ich Richtung Golf von Mexiko, passierte Biloxi, Pascagoula und das Sumpfland um New Orleans mit seinen *bayous*, um Beaumont in Texas zu erreichen, wo sämtliche Motels voller Leute waren, die im letzten Hurrikan ihre Häuser verloren hatten. *Displaced Persons* im buchstäblichen Sinn: Halbnackte Halbwüchsige und ganze Familien hatten die

Lobbys in Beschlag genommen, Raucher palaverten auf dem Parkplatz. Sie wirkten verloren, erbarmungswürdig und schicksalsergeben wie Flüchtlinge am Tag des Jüngsten Gerichts. So ungefähr könnte das Ende der Welt aussehen: Hoffnungslose Gestalten hocken in überfüllten Motels und wissen nicht wohin.

Näher bei Houston bekam ich fernab von der Hauptstraße im flachen Städtchen Winnie (3254 Einwohner) ein Zimmer und einen bierseligen Vortrag von einem Motorradfahrer der von Billings, Montana, hierhergefahren war.

»Billings, *schön*? Nee, das isses nich. Du sagst, du willst zur Grenze? Ich war mal in Laredo. Hab mich verfahren. Hab das Schild gesehn ›Nach Mexiko‹ und bin sofort umgekehrt – U-Turn auf der Einbahnstraße, scheiß auf die Cops. In das Scheißland fahr ich nich. Die Mexikaner würden meine Maschine klauen, und ich wär am Arsch. Keine zehn Pferde bringen mich über die Grenze da.«

Dieser Mensch, der sich da auf dem Parkplatz des Motels an seine Harley gelehnt ein Bier genehmigte – er war tätowiert, hatte wenige Zähne, fettige Haare und vom Umklammern der Lenkergriffe einen krummen Rücken –, war der härteste Typ, der mir in dieser Woche begegnet war: gewieft, über Fliegende Untertassen, Kettensägen und Landstraßen im Bilde und mit den Widrigkeiten des Lebens vertraut. Er hatte gerade seinen Sohn aus einem Gefängnis in Montana abgeholt (»Hat anderthalb Jahre abgesessen – das hängt ihm sein Leben lang nach«) und gab mir wieder

den Satz mit: »Mit dem Auto nach Mexiko? Du spinnst wohl, Mann. Vergiss es, geh da nich hin, das überlebst du nich.«

Man sollte nicht herumerzählen, dass man unbedingt irgendwohin fahren möchte, weil einem jeder zehn Gründe dafür aufzählt, es sein zu lassen. Alle wollen, dass man zu Hause bleibt, Hackbraten mümmelt und am Computer spielt – weil sie das selber auch tun. Die gleiche Litanei hörte ich am folgenden Tag in Corpus Christi, als ich, völlig fertig von der Fahrt durch die struppige Wüste zwischen Victoria und Refugio, an einer Tankstelle den Weg nach McAllen erfragte.

Ein stämmiger, schielender Mann, schon wieder ein harter Typ, allerdings nüchtern, betankte gerade seinen riesigen Truck und schrie mir seine Vorsichtsmaßnahmen geradezu ins Gesicht: »Bloß nicht in Brownsville rüber. Eigentlich nirgendwo rüberfahren. Die Drogenkartelle gucken, wer du bist, dann folgen sie dir. Und wenn du Glück hast, schmeißen sie dich bloß am Straßenrand raus und nehmen dein Auto mit. Wenn du Pech hast, bringen sie dich um. Bleib bloß raus aus Mex.«

Ich wollte aber den Zaun sehen und fuhr zum Tal des Rio Grande, südwärts nach Harlingen, dann rüber nach McAllen und schließlich die Dreiundzwanzigste Straße runter zum International Boulevard nach Hidalgo an die Grenze, wo das Ding steht: auffällig, hässlich und unmissverständlich. Diese Grenze unseres grandiosen Landes ragt hinter einem Whataburger-Stand, einem

Flohmarkt und einem Haushaltswarengeschäft auf, ein über sieben Meter hohes Stahlgebilde, das aussieht wie der Gitterzaun um ein Gefängnis. In keinem anderen Land hatte ich je so etwas zu sehen bekommen. Ein texanischer Kongressabgeordneter hat den Zaun mal treffend »eine ineffiziente mittelalterliche Antwort auf ein Problem des 21. Jahrhunderts« genannt. In der Tat ist er wie eine mittelalterliche Mauer mehr Symbol für Abwehr als Mittel zu ihrer Durchsetzung; man kann ihn ziemlich leicht überklettern oder untertunneln. Im Zeitalter von Überwachungsflügen und hochentwickelter Sicherheitstechnik wirkt diese Absperrung wie ein Werkstück althergebrachter Schmiedekunst: ein altes, rostiges Bollwerk, das sich als sichtbares Zeichen nationaler Paranoia meilenweit dahinzieht.

»Zehn Leute am Tag bringen sie um, mehr nicht.« Jorge (»Nennen Sie mich George«), der Frühstückskellner im Hotel in McAllen, wandte mir sein leichenblasses Gesicht zu.

»Das war in Juárez«, sagte ich. »Aber da soll es ja jetzt ruhiger sein.«

Geschichten von blutrünstigen Mexikanern gibt es schon so lange wie ihre frühesten Berichterstatter, so zum Beispiel Francisco López de Gómara, dessen *Hispania Victrix* von 1553 Montaigne in seinem Aufsatz »Über die Mäßigung« zitiert: »Alle ihre Götzen schlürfen Menschenblut.« Wie so viele sensationshungrige Berichterstatter heutiger Tage war auch Gómara nie in

Mexiko gewesen und hatte seine Informationen aus zweiter Hand. Das Gleiche gilt für Daniel Defoe, der im *Robinson Crusoe* (erschienen 1719) von spanischen Gräueltaten ebenso spricht wie von den »Götzendienern und Barbaren«, die sie in der Neuen Welt massakrierten, eben weil sie »ihren Götzen Menschenopfer brachten«. Der Held des Buches sagt über die Spanier, »der bloße Name jenes Volkes [hat] bei allen Leuten von christlichem Mitgefühl einen schrecklichen Klang«.

»Und die Frau, die den Unfall hatte«, Jorge hob den Zeigefinger, »wegen der Leiche, die an einer Brücke aufgehängt war und auf ihr Auto gefallen ist?«

»Tijuana«, antwortete ich besserwisserisch. »Und ist länger her.«

»Die dreiundvierzig Studenten, die sie in Guerrero gekidnappt und umgebracht haben?«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, George.«

»Nehmen Sie ein Flugzeug. Fahren Sie nicht mit dem Auto.«

»Ich fahre rüber. Das ist der Plan.«

»Und warum mit dem Auto?«

»Verschiedene Gründe.«

»*Mucha suerte, señor.*«

»Ohne Terror kein Geschäft«

Jorges mahnende Worte gehörten zu den üblichen Sprüchen wie »Pass auf dich auf«, die jeder Reisende bei der Abfahrt zu hören bekommt: leere Worte, in denen der Neid mitschwingt, Vorsichtsmaßnahmen, die dem muffigen Stubenhocker später das Recht geben, mit einem »Siehst du, ich hab's dir doch gesagt!« aufzutrumpfen.

»*Me vale madre.*« Jorge quittierte den groben mexikanischen Ausdruck, mit dem ich seine Mahnungen in den Wind schlug, mit einem lächelnden Seufzen und Kopfschütteln. Er hielt mich offenbar für sehr töricht.

Eigentlich hatte er recht damit, weil ich tatsächlich wenig Ahnung von dem ganzen Chaos hatte. Es sind eine Menge Menschen von den Kartellen umgebracht worden, das weiß man, aber die brutalen Fakten waren mir nicht im Detail bekannt. Vielleicht hatte ich sie auch bewusst ausgeklammert, um mich nicht beirren zu lassen. Was ich hier aufschreibe, entstand im Nachhinein. Die Statistik zum Beispiel besagt schlicht, dass seit September 2006, als die mexikanische Regierung dem organisierten Verbrechen den Krieg erklärt hatte, zweihunderttausend Menschen umgebracht wurden oder verschwunden sind. Was ich bei meinem Aufbruch im Frühjahr 2017 nicht wusste, ist, dass es allein in den ersten zehn Monaten jenes Jahres 17063